



Im Gespräch.

Standpunkte

8 Positionen zur Schweizer

Architektur.

Herausgegeben von
Reto Geiser und Martino Suterli.

**Annemarie Burckhardt, Carl
Fingerhuth, Jacques Gubler,
Alexander Henz, Ernst
Scheidegger, Beate Schmitter,
Rainer Semm, Peter Steiger**



9 783952 354094

im Gespräch mit Studierenden der ETH Zürich und porträtiert von Gregory Gilbert-Lodge.

Im Gespräch. 8 Positionen zur Schweizer Architektur.

Herausgegeben von
Reto Geiser und Martino Stierli

Standpunkte

Vorwort S. 9

Burckhardt S.19

Fingerhuth S.43

Gubler S.69

Henz S.97

Scheidegger S.119

Schnitter S.145

Senn S.173

Steiger S.205

Register S.235

Eine Standpunkte-Publikation

© 2015 Standpunkte, Basel

Texte © 2015 bei den Autoren

Illustrationen © 2015 Gregory Gilbert-Lodge

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

ISBN 978-3-9523540-9-4

Herausgeber Reto Geiser und Martino Stierli

Redaktion und Lektorat Tilo Richter, Basel

Illustrationen Gregory Gilbert-Lodge, Zürich

Gestaltung MG&Co., Noëmi Mollet + Reto Geiser, Houston

Satz Reto Geiser und Tilo Richter

Schrift Troover Roman

Papier Holmen Book White, 70g/m²; Ensocoat, 275g/m²

Produktion GGP Media GmbH, Pössneck

Mit freundlicher Unterstützung der Lucius und Annemarie Burckhardt Stiftung in Basel und der Professur für Architekturtheorie, Prof. Dr. Laurent Stalder, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich.

www.standpunkte.org



**Man kann
nicht einfach
bauen, damit
gebaut ist.**

**Annemarie Burckhardt
im Gespräch mit Tavor Li
und Regula Schweizer**

Über die Fortbewegung zu Fuss haben Sie und Ihr Mann jahrelang geforscht. Lucius Burckhardt lehrte an der Gesamthochschule Kassel das Fach «Spaziergangswissenschaft». Obwohl Sie viele Ihrer Erkenntnisse zusammen erarbeitet haben, stand vorwiegend er im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Hätten Sie nicht genauso viel Anerkennung verdient?

Ich war ja immer dabei. Wenn er zum Beispiel einen Vortrag hielt, kamen die Leute anschliessend auch zu mir, um sich zu unterhalten. Ich habe so viele lustige Bekanntschaften gemacht. Das war äusserst spannend, in welche Kreise man auch kam. Deswegen wäre es schrecklich gewesen, wenn ich all das, was er erlebte, nicht hätte erleben dürfen. So hatten wir auch viele gemeinsame Freunde. Ausserdem habe ich so viel von Lucius gelernt. Ich kam ja überhaupt nicht vom Fach. Und wenn du einen Mann mit solch einer schnellen Feder hast, schlägt es dir das Schreiben. Er hat die Texte korrigiert, die ich geschrieben habe. Ich habe immer wahnsinnig komplizierte Sätze verfasst. Er hat nur wenig daran geändert und es war plötzlich gut.

Wie haben Sie als Frau jene Zeit erlebt?

Natürlich musste man sich als Frau immer etwas zurückhalten, insbesondere als wir für das «Werk» arbeiteten. Bei der Redaktionsarbeit in Basel war ich auch dabei.

Ich erledigte viel organisatorische Arbeit und telefonierte mit Architekten. Allerdings habe ich mich jeweils zurückgehalten, denn die Männer sind ja Machos. Lucius hat mich jedoch immer ernst genommen. Meine Generation Frauen war eigentlich zu bedauern. Sie waren wie Häschen, so habe ich das zumindest empfunden. Dass ich mit Lucius sein durfte und so frei sein konnte, war Schicksal. Ich war erst Personalsekretärin bei der chemischen Industrie Geigy. Mit der Heirat verlor man damals als Frau die Arbeitsstelle. Das Gesetz war noch aus der Krise und agierte gegen das Doppelverdienertum. Das war lustig, denn Lucius hatte damals noch gar nichts verdient und ging nach Dortmund, wo er seine erste Stelle antreten sollte. Ich ging einfach mit. Als Schweizerin konnte ich aber auch da nicht arbeiten. Also war ich immer am Institut dabei. Das wurde geschätzt. Der Chef kam jeweils und sagte: «Burckhardt und seine schnelle Feder sollen jetzt schnell das und jenes machen.» Dann setzten wir uns hin, er diktierte und ich tippte ein. Mein Leben war so viel interessanter, als wenn ich anderswo gearbeitet hätte. Dann hätten wir nie Zeit füreinander gehabt. Er hat mich einfach überall hin mitgenommen. In Kassel haben die Mädchen einmal gesagt: «Du musst dich doch auch selbst verwirklichen.» Da habe ich immer gedacht: «Aber ich hab's doch viel lustiger so. Ich wähle ja frei und dazu mache ich ausserdem genügend selbst.»

So haben Sie zum Beispiel in den 1970ern angefangen, für den Basler Heimatschutz das Blatt ›Heimatschutz Basel liest für Sie‹ herauszugeben. Wie ist es dazu gekommen?

In den Sechzigern erhielten wir Frauen das Stimmrecht in Basel. Anschliessend wurde ich sofort gefragt, ob ich dem Vorstand des Basler Heimatschutzes beitreten wolle, wo bisher noch keine Frau vertreten war. Die Anfrage, ein Mitteilungsblatt herauszugeben, folgte einige Zeit später. Das Format war noch unklar. Lucius und ich haben zehn Jahre lang das ›Werk‹ gemacht, deshalb hatte ich eine Ahnung vom Publizieren. Ich wollte eine kleine Publikation mit möglichst vielen Nachrichten. Fürs ›Werk‹ habe ich mir immer alle Architekturzeitungen angesehen, da hatte ich Routine. Zusätzlich gab es eine Menge Tageszeitungen, die ich abonnierte. Und dann habe ich einfach versucht, mit der Schere das Heft für den Heimatschutz zu machen. Ich hatte Zugang zu kleinen studentischen Druckereien, die im Fahrwasser der Studentenbewegung entstanden sind. So habe ich dieses Heft schliesslich im Kleinoffset-Verfahren produziert und in Zürich bei Bekannten drucken lassen. Das war sehr billig. Das Blatt musste pünktlich, immer vierteljährlich erscheinen und wir hatten eine Auflage von ungefähr 1200 Exemplaren. Mit der Zeit wurde es sehr beliebt und wir bekamen einen grossen Zug von Mitgliedern. Es war also sehr wirkungsvoll. Vielleicht war aber auch die Zeit interessant. Man

konnte damals einfach noch viel ausschneiden. Als wir dann nach Kassel zogen, wurde ich gebeten, mit der Publikation von Deutschland aus fortzufahren. Also liess ich mir alle Zeitungen hinschicken, stellte das Blatt dort zusammen und schickte es per Post nach Basel. Das ging gut. Dort waren dann auch Mitteilungen aus Deutschland dabei. Das fanden nicht alle Leute vom Basler Heimatschutz so lustig, aber ich empfand es als wichtig. So lief das dann, bis ich plötzlich einen Preis bekam. Das war eigentlich die Zeit, in der ich aufhören wollte, aber gleichzeitig dachte ich: ›Gerade jetzt kann ich wohl nicht aufhören.‹

Die Auszeichnung war die Silberne Halbkugel, der Deutsche Preis für Denkmalschutz ...

Genau, dieser Preis war ausgeschrieben. Lucius hatte mir das irgendwie hingelegt und gesagt: «Melde dich da!» Man musste aber jemanden haben, der einen vorschlägt. Wir sind seit Jahren mit Ulrich Conrads befreundet, der damals Chefredaktor der ›Bauwelt‹ und in der Jury war. Ihm habe ich mein Material geschickt. Er erhielt auch immer mein Blatt und erwähnte es häufig in der ›Bauwelt‹. Also hat er mich vorgeschlagen und ich habe den Preis tatsächlich erhalten. Ich war die einzige Schweizerin. Die Begründung der Jury war die Lebendigkeit und die spezielle, lustige Form einer Publikation. Es war ja ein Wagnis, dieser Mix von Schriften. Es passte nie in einen richtigen

Umbruch. Ich musste diese Formate so nehmen wie sie sind. Beim Kleinoffsetdruck benötigte man die Originalzeitungsausschnitte, damit die Schrift deutlich blieb. Fotokopien waren damals nicht so gut wie heute. Ich musste mit meinen Originalen sehr vorsichtig umgehen, um sie nicht mit der Schere kaputtzumachen.

Wie lange waren Sie Herausgeberin dieses Blattes?

Das ging bis 1983. Der Heimatschutz führte es danach in eigener Regie fort. Der Text ist nun computergeschrieben und wird intern in der Redaktion verfasst. Es ist viel weniger abgedruckt, viel mehr weiss und kommt in einem Briefumschlag. Es sind vier Seiten. Das ist natürlich teurer.

In der Ausgabe vom Mai 1973 haben wir gelesen, dass der «alte Heimatschutz» Objekte vor dem Menschen geschützt hat und der «neue Heimatschutz» Objekte zusammen mit dem Menschen schützen sollte. Wie muss man das verstehen?

Es gab einen grossen Diskurs im Bereich Heimatschutz im Deutschland der Siebzigerjahre. 1975 war das internationale Jahr für Denkmalschutz. Da wurden viele Tagungen veranstaltet und diverse Chartas verfasst. So entstand dieser Drang, «die Menschen einzubeziehen». Man hat dann auch mehr über Wohnprobleme geredet. Der

Denkmalschutz wurde breiter gefasst. Plötzlich begann man, Industriegebäude oder die Fördertürme im Ruhrgebiet zu schützen. Dann kam mit Bernd und Hilla Becher, dass man sich plötzlich mit Eisenarchitektur befasste und das 19. Jahrhundert wiederentdeckte. Es war eine sehr lebhafte Zeit. Heute finde ich dieses Thema nicht mehr so spannend.

Was bedeutet denn für Sie Heimatschutz?

Es gibt Leute, die wollen alles schützen. Dafür bin ich eigentlich nicht. Ich finde, man muss alles in einem grösseren Rahmen sehen, die Dinge immer im Zusammenhang und in ihrer Umgebung betrachten. Auch beim Bauen. Man kann nicht einfach bauen, damit gebaut ist und über den Rest nicht nachdenken. Als wir noch fest in Basel wohnten, wurde sehr viel abgerissen. Das war eine unglaublich wilde «Bauerei». Damals war ich wirklich engagiert und habe aktiv mitgemacht, um die Dinge zu retten und gewisse Neubauten abzulehnen. Zum Beispiel die Markthofüberbauung in Basel. Dort wollte man 1973 die ganze Marktgasse zubauen. Da haben wir uns natürlich gewehrt. In der Folge gab es einen Abstimmungskampf, den wir gewonnen haben. Das war eine grosse Bewegung! Aber diese Dynamik hat sich mit der Zeit geändert. Die Architekten bauen nun sorgfältiger. Jacques Herzog ist jedoch extrem gegen den Heimatschutz. Er meint, man soll Architekten bauen lassen.

Aber ich finde irgendwie sollte man dann doch eine gewisse Sensibilität für das Thema entwickeln. Ich verstehe auch nicht ganz, weshalb jetzt so viele Shopping-Zentren um Basel herum gebaut werden sollen. Sie stehen leer, und doch fragt keiner, ob sie überhaupt nötig sind.

Sie haben sich in Basel auch politisch stark engagiert. Was hat Sie 1987 zur Gründung der Grünen Alternative Basel bewegt?

Das war nach Tschernobyl und der Sandoz-Katastrophe. Damals gab es nur die Progressive Organisation der Schweiz (POCH), eine Studentenpartei bürgerlicher Natur, die sich eher links positionierte. Lucius hat sie immer in stadtplanerischen Fragen beraten. Das heisst, wir kannten sie und waren ihnen nahe. Sie waren politisch ganz gut geschult und wussten, wie man Dinge strategisch anpackt. Ganz anders die «Grüne Mitte», eine Splittergruppe von Grünliberalen um Peter Schiess, die gar keine politische Erfahrung hatten, zu viele Kompromisse machten und keinen Biss hatten. Es war die POCH, die Lucius anfragte, eine neue grüne Alternative auf die Beine zu stellen. Auch er hielt dies für wichtig und so haben wir die Partei gegründet und Leute zusammengetrommelt. Daraufhin fanden in Basel gleich die Grossratswahlen statt, die uns ein paar Sitze einbrachten. Mit der Wende 1989 löste sich die POCH auf. Darauf hat sich die BastA! (Basels starke

Alternative!) formiert, die bis heute mit den Grünen zusammen ist.

Wie kam es zu Ihrer Wahl in den Grossen Rat?

Ich habe immer bei den Grünen kandidiert, da wir sie mitgegründet hatten. Und weil ich in jener Zeit nicht in Basel war, dachte ich nicht, dass mich jemand wählen würde. 1996, als ich das letzte Mal kandidierte, erreichte mich plötzlich ein Anruf in Kassel. Es hiess: «Du bist gewählt!». Da dachte ich: «Um Gottes Willen, bloss nicht!» Sie haben sich aber darüber gefreut und auch Lucius meinte: «Mach' das, dann kommst du wieder in die Gesellschaft rein in Basel, lernst Leute kennen.» Und er hatte Recht, das war gut, aber natürlich auch anstrengend. So habe ich das vier Jahre lang gemacht. Danach habe ich – aus Angst wiedergewählt zu werden – nicht mehr kandidiert.

Haben Sie sich während Ihrer aktiven Tätigkeit als Grossrätin auch um Themen im Bereich Städtebau und Denkmalschutz gekümmert?

Ich war in der Unikommission und in der Denkmalsubventionskommission. Damals ging's aber vorwiegend um den Leistungsauftrag und das Globalbudget. Es war eine Art Reform im Gange mit Ulrich Gäbler als Rektor – eine interessante Zeit. Aber in unserer Kommission war es

eher frustrierend, denn dort haben sie bloss alles zerredet, so dass nichts zustande kam. Ich meinte natürlich, ein bisschen darüber Bescheid zu wissen, da Lucius drei Hochschulen gegründet hatte, aber das war nicht gefragt. Hans-Peter Wessels kam von der Biologie und machte damals wissenschaftliche Karriere. Der hatte natürlich auch keine Power, etwas zu unternehmen, und so kam plötzlich das Bachelor/Master-System.

Was war denn Ihr Ziel?

Ich wollte, dass man einen Leistungsauftrag formuliert. Aber die Uni war stärker und wollte nicht, dass reingeredet wird. Diese Chance hat sich das Parlament verscherzt. Es war hoffnungslos, meine Meinung wirklich einzubringen. Allgemein fand ich, man müsste sich einfach mal hinsetzen, gemeinsam reden und sich Ziele setzen. Es war immer alles so punktuell, chaotisch, ging schnell und war unüberlegt. Es fehlte eine Strategie. Aber ich kam von aussen und konnte das nicht mehr ändern.

Eine weitere Verbindung zur Universität hatten Sie in Kassel, wo Sie gemeinsam mit Lucius in der Lehre tätig waren. Welche Rolle spielten Sie an der Hochschule?

Dort konnte ich rein und raus wie ich wollte. Es war lustig, weil die Studierenden reden wollten. Die habe

ich dann beraten, habe ihnen gesagt, was sie lesen sollen, oder habe sie getröstet. Man hat unendlich viel geredet. Sie hatten ihre Arbeitsplätze an der Hochschule. Unser Büro war ein Grossraumbüro, das auch für die Studierenden offen war. Dann kamen sie einfach, wann immer sie wollten, setzten sich irgendwo etwas abseits an einen Tisch und redeten mit mir.

Wir haben gelesen, dass Sie mit Ihren Studierenden gerne aussergewöhnliche Projekte realisierten. Können Sie uns ein Beispiel nennen?

Mit Paul-Armand Gette haben wir im Vorfeld einer Documenta mit den Studierenden in Kassel Unkräuter, die Spontanvegetation, mit ihren botanischen Namen beschildert. Es ist verrückt, was in den Ritzen einer Stadt alles wächst. Wir nannten es «Kassel ist ein botanischer Garten». Solche Dinge finde ich unheimlich schön, poetisch und humorvoll dazu. Am Poly macht das zum Beispiel Gion Caminada. Er versucht, vor allem im ländlichen Raum den Leuten die Orte wieder beliebt zu machen, indem er mit seinen Bauten den unmittelbaren Bezug zu den Bewohnern und zur Umgebung sucht. Die Verantwortung für den eigenen Ort und die Umwelt zu übernehmen, steht bei ihm im Fokus. Durch diese Strategie schärft er die Wahrnehmung der Bewohner, aber auch die der Studierenden und Betrachter.

Sie haben also in Kassel auch mit Künstlern zusammengearbeitet. Welche Kunst mögen Sie persönlich?

Mich interessieren Künstler, die auch eine Theorie haben. Diese hatten immer Einfluss auf die dortige Lehre, insbesondere die Landschaftsplanung. Das waren Ian Hamilton Finlay, Bernard Lassus und James Lee Byars. Sie waren unsere nächsten Freunde in der Zeit in Kassel. Finlay kam von der konkreten Poesie und machte «one-word poems». Er lebte ganz zurückgezogen in Schottland auf einem kleinen Gut und hat da langsam das Land um sein Gehöft zu einem Garten gestaltet. Seine Gedichte wurden auf Kacheln gebrannt oder in Steine geritzt und in den Garten gelegt; eine sehr poetische Art, Kunst zu betreiben. Und wunderbar, auf diese Art einen Garten anzulegen. Und dann: Joseph Beuys mit der «Verwaltung» in Kassel. Er hat 1982, im Vorfeld der Documenta, vorgeschlagen, in Kassel 7000 Eichen zu pflanzen. Für Rudi Fuchs, den künstlerischen Leiter der Documenta, war das eine Herausforderung, weshalb er Lucius über die Machbarkeit befragte. Lucius meinte: «Locker kann man in Kassel 7000 Bäume pflanzen.» Daraufhin holte man die Kasseler Landschaftsplaner. Diese wussten genau, welche Art von Bäumen man wo pflanzen konnte. Ein Team von Hochschulstudenten hat die Pflanzaktion dann in einem Zeitraum von fünf Jahren ausgeführt. Das war toll. Vor dem Fridericianum, dem Ausstellungsort, waren 7000 Basaltsteine aus den Steinbrüchen um Kassel auf-

getürmt. Zunächst war das für die Leute das Kunstwerk, denn die Bäume konnten sie ja noch nicht sehen. Neben jeden Baum musste ein Stein gelegt werden und so wurden es jedes Jahr weniger vor dem Fridericianum. Als das Kunstwerk unsichtbar wurde, war es vollendet. Vor dem Museum stehen die erste und die letzte Eiche der Pflanzung. Sie wachsen leider bloss kümmerlich. Kassel ist kein Eichenort.

Sie waren auch selbst künstlerisch tätig ...

Ja, ich bin ganz zufällig zur Kunst gekommen. Wir waren damals mit Bazon Brock befreundet. Sein erstes Buch kam heraus und ich war ziemlich enttäuscht darüber. So kam ich auf die Idee, dieses dicke Buch aus Witz zu wägen. Vom Buch auf der Waage habe ich dann ein Foto gemacht und bin damit zur Galerie Stampa in Basel gegangen. Der Galerist musste laut lachen und hat vorgeschlagen, eine Postkarte zu machen. Diese war bald im Postkartenständer erhältlich und auch ich habe sie verteilt. In Rom haben wir daraufhin eine Künstlerin für Buchkunst kennengelernt, Mirella Bentivoglio. Sie war begeistert von dieser Arbeit. Am lustigsten fand sie, dass eine Frau ein schweres Buch eines Mannes bloss auf die Waage stellt. Sie organisierte oft Ausstellungen mit Künstlerinnen und so kam es, dass sie immer wieder dieses Buch auf der Waage zeigte. Nach der ersten Ausstellung wollte ich mit einer weiteren Arbeit darauf

reagieren und so entstand dann das leichte Buch, das man eben nicht auf die Waage stellen kann. Darauf habe ich ein Kissen genäht und mit einem falschen Fernseher und dem Sendeschluss-Signet bestickt. Die neuen Medien waren da gerade ein grosses Thema.

Wurden weitere Ihrer Arbeiten ausgestellt?

Ja, zur Eröffnung der Galerie von Martin Schmitz in Kassel habe ich das Documenta-Kissen beigesteuert, das er dort ausstellen und verkaufen wollte. Daraufhin wollte die Documenta uns zu verklagen. Wir hatten irrsinnig viele Bestellungen, worauf ich sehr viele Kissen selbst bestickt habe. Als es zu viel wurde, haben wir eine Frau für die Stickerarbeit angestellt. Irgendwann wurde auch das zu viel, so haben wir Bastelsets zum Selbersticken hergestellt und verkauft. Mit der kontroversen Wirkung des Documenta-Katalogs hatte ich allerdings im Vorfeld nicht gerechnet.

War das Kissen eine Art Kritik an der Documenta und am Verlust ihrer Qualität als avantgardistische Kunstveranstaltung?

Nein, das war es nicht. Es war in den Sommerferien in Folge eines Seminars, das Lucius mit Saarbrücker Studenten in Lothringen über «Das Falsche ist das Echte» hielt, als ich den falschen Katalog machte. Daraufhin habe ich

ihn Martin Schmitz gegeben und dann war sofort der Teufel los.

Und wie war das für Sie, als Sie durch diese Arbeit plötzlich in unangenehme Berührung mit dem Rechtssystem kamen. Haben Sie diese Reaktion erwartet?

Nein, überhaupt nicht. Jan Hoet und Alexander Farenholtz, der Geschäftsführer der Documenta, waren nämlich auch schon bei uns zu Hause. Farenholtz ist der Sohn eines alten Freundes von Lucius. Man war sich also ganz nahe. Ich habe nicht verstanden, warum Farenholtz nicht anrief, um zu fragen, wie das gemeint war, und uns mitteilte: «Wir sind da in Sorge» oder «Wir haben Ärger». Nichts. Es kam einfach direkt eine Klage. Das fand ich sehr merkwürdig. Ein bisschen Angst hatte ich schon, bei dieser heftigen Reaktion. Aber Lucius meinte: «Das ziehen wir zusammen durch und lassen uns nicht einschüchtern.» Und schliesslich merkten sie, dass sie sich mit dieser Aktion unfassbar blamiert hatten.

Ihr Briefwechsel mit der Documenta während dieses Rechtsstreits hatte immer eine ironische Note. Haben Sie die Angelegenheit nicht ernst genommen?

Ich habe sie nicht ernst genommen, wirklich nicht. Dies brauchte natürlich etwas Mut. Ich weiss nicht, ob ich es ohne Lucius durchgestanden hätte. Auch unsere

Freunde haben sich darüber amüsiert. Und dann hat der Farenholtz irgendwann während des Streits versucht, mit mir einen Kaffee zu trinken. Ja, er war zu bedauern und schämt sich heute noch. Ich finde, wir hätten doch einmal im Nachhinein zusammen lachen können. Es ist wirklich schade, dass sie nicht mehr wussten, wie sie mit mir verkehren sollten. Farenholtz habe ich seither nie mehr gesprochen und Jan Hoet schreckte fortan zurück, wenn er mich sah.

Aber zum Schluss hat die Documenta ihre Klage fallengelassen und ihr Kissen offiziell als Kunstwerk anerkannt. Können Sie sich erklären, was der plötzliche Sinneswandel seitens der Documenta zu bedeuten hatte?

Das weiss ich nicht. Vielleicht hat jemand gesagt: «Ihr macht Euch lächerlich».

Haben Sie nach diesem Vorfall den Kontakt zur Documenta abgebrochen?

Überhaupt nicht. An der nächsten Documenta war ja Ian Hamilton Finlay eingeladen. Das war dann vergessen.

Was meinen Sie zu der These, die Kunst sei einer zunehmenden Kommerzialisierung ausgesetzt?

Ach, das muss sich halt einfach wieder Mal ändern. Mit der Documenta von 1982 unter Rudolf Hermann Fuchs, der damals künstlerischer Leiter war, auch während der Verwaltung, haben die Galeristen etwas überhand genommen. Das war dann die grosse Wende zum Kunstmarkt, zum Sammeln und da gingen die Preise hoch. Harald Szeemann hat einmal gesagt, Fuchs sei der «Kostbarmacher der Kunst». Auch die Art Basel hatte da einen Aufschwung und die Leute bemerkten, dass Kunst immer wertvoller wird. Das interessiert mich aber eigentlich nicht besonders. Meine Art Künstler stellen sicher nicht auf der Art Basel aus. Irgendwann wird sich das wieder ändern. Es sind so viele Leute, die anders denken. Das ist wie in der Architektur, da guckt man immer nach Jacques Herzog. Aber es gibt ja auch noch viele andere, die gut sind. Und vielleicht ist das «Andere» ja jetzt schon etwas modisch, wer weiss.

Annemarie Burckhardt-Wackernagel wurde 1930 in Basel geboren und absolvierte nach ihrer Schulzeit eine Ausbildung zur Schneiderin an der Basler Frauenarbeitsschule. Einem Volontariat als Sekretärin der Bank Sarasin folgte eine Sekretariatstätigkeit bei der Chemiefirma J. R. Geigy AG. Der aus Davos stammende Lucius Burckhardt, Annemarie Wackernagels späterer Ehemann, war mit ihrem Bruder Hans befreundet, wodurch sich beide in Basel kennenlernten. Lucius und Annemarie bildeten seit ihrer Heirat 1955 eine «intellektuelle und lebensgemeinschaftliche Symbiose». Lucius Burckhardts Werk ist so eng mit dem Wirken seiner Frau Annemarie verbunden, dass man es nur in diesem Miteinander wirklich erklären und verstehen kann. Neben der engen Kooperation mit ihrem Mann verfolgte Annemarie Burckhardt-Wackernagel auch eigene Projekte, exemplarisch war etwa ihr als besticktes Kissen ausgeführtes Duplikat des Katalogs der Documenta IX von 1992. Massgeblich brachte sie sich zudem in politischen Gremien ein, so während Jahrzehnten im Vorstand des Heimatschutzes Basel und für eine Legislatur als Basler Grossrätin der Grünen Partei. 2009, sechs Jahre nach dem Tod ihres Mannes, gründete sie die Annemarie und Lucius Burckhardt Stiftung, die sich der Förderung verschiedener Forschungs- und kultureller Projekte verschrieben hat. Annemarie Burckhardt-Wackernagel starb am 15. Juli 2012 in Thusis.

Auswahlbibliografie

Bücher und Aufsätze

- Annemarie Burckhardt, Lucius Burckhardt, Diego Peverelli, Moderne Architektur in der Schweiz seit 1900, Winterthur 1969.**
- Annemarie Burckhardt, «Kasseler Pflasterreigen», in: Werk-Archithese 64, 3 (1977), S. 47.**
- Annemarie Burckhardt, «Landschaftskunst. Was bleibt von der Documenta 6 in Kassel?», in: Werk-Archithese 64, 11/12 (1977), S. 77f.**
- Annemarie Burckhardt, «Ein Kritiker des Alltags. Bazon Brock», in: Werk-Archithese 64, 11/12 (1977), S. 99.**
- Annemarie Burckhardt, «Die 7. Documenta findet statt», in: Werk-Archithese 66, 27/28 (1979), S. 103.**
- Annemarie Burckhardt, «Schwere Fehler in der Architektur», in: Werk-Archithese 66, 29/30 (1979), S. 78.**
- Annemarie Burckhardt, «Blöder Wohnen», in: Werk-Archithese 66, 33/34 (1979), S. 72.**
- Annemarie Burckhardt, «Der falsche Documenta-Katalog», Berlin 1991.**
- Annemarie Burckhardt, «Die Bohne», in: Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (Rheda-Wiedenbrück) in Zusammenarbeit mit der AG Ländliche Entwicklung der Gesamthochschule Kassel (Hrsg.), Leguminosen: oder wie die Königin des Ackerbaus bei der Wissenschaft in Ungnade fiel, Rheda-Wiedenbrück 1991, S. 133ff.**

Lucius Burckhardt – Design ist unsichtbar, hrsg. von Hans Höger für den Rat für Formgebung, mit Beiträgen von Alberto Abriani u. a. sowie Fotografien von Annemarie Burckhardt u. a., Ostfildern 1995.

Annemarie Burckhardt, «Altes Theater, neue Funktion», in: Ursula Pecinska (Hrsg.), Basel: Visionen und verpasste Chance – Erinnerungen, Stellungnahmen, Polemiken, Basel 2000, S. 89ff.

Über Annemarie Burckhardt-Wackernagel

Ueli Roth, «Endlich gibt es: Zwei Führer durch die neue Architektur der Schweiz, einer durch jene von Genf und ein Buch über die Schweizer Architektur», in: Werk 57, 5 (1970), S. 345f.

Ellen Meyrat-Schlee, **Nikolaus Wyss**, «Preis = Prize, Lucius Burckhardt», in: Hochparterre 14 (2001), S. 66ff.

Annette Goebel, «Was macht die Spaziergangswissenschaft, Frau Burckhardt?», in: Basler Zeitung (3. April, 2010), S. 11.

Franz Christ, Zur Erinnerung an Annemarie Burckhardt-Wackernagel, 3. März 1930 – 15. Juli 2012, und **Lucius Burckhardt-Wackernagel**, 12. März 1925 – 26. August 2003, unpubliziertes Typoskript, 2003/2012.

«Zum Tod von Annemarie Burckhardt Wackernagel (1930 – 2012)», in: Mitteilungsblatt des Heimatschutzes Basel 112 (2012), S. 4.

Martin Hicklin, Spaziergängerin mit Weitsicht: Nachruf auf Annemarie Burckhardt-Wackernagel (3. März

1930 – 15. Juli 2012), in: Basler Stadtbuch, Jg. 133 (2012), S. 142 ff.

«Zum Tod von Annemarie Burckhardt-Wackernagel (1930 – 2012)», in: Heimatschutz Basel, Nr. 113 (2012, Oktober), S. 4.

Ueli Mäder u. a., Raum und Macht: die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit: Leben und Wirken von **Lucius und Annemarie Burckhardt**, Zürich 2014.